

Jus und Recht.

Roman von Fred V. Gardt.

Man lachte, und Ursula wurde rot bis zu ihren krausen braunen Haaren hinauf. Um ihr über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, meinte Frau Gabriele: „Daß man Ihnen auf dem Gericht nicht sonderlich gewogen ist, kann ich nach der heutigen Verhandlung verstehen. Sie haben dem Staatsanwalt soviel Sottisen gesagt, daß ich mich nicht wundern würde, wenn er einen Erholungsurlaub nehmen müßte.“

„Ach, das war herrlich, was Sie am Schluß sagten,“ unterbrach Ursula — „als der Staatsanwalt aufstand“ — sie suchte nach den Worten.

„Sie meinen,“ half Dr. Werner ein, „wie er so pathetisch ausrief: Ja wer soll denn der Mörder sein, wenn der Angeklagte es nicht getan hat!“

„Ja ja, das meine ich,“ — und Ursula klatschte ausgelassen in die Hände. — „Und Sie sagten dann furchtbar komisch — das überlasse ich der unerforschlichen Weisheit der Königlichen Staatsanwaltschaft.“

„Ich war auch wirklich empört über diese Hartnäckigkeit, mit der der Staatsanwalt die Anklage aufrechterhielt, trotzdem ich jeden einzelnen Punkt entkräften konnte.“

Karl Henkel lächelte etwas ironisch und zu ihm wendete sich Dr. Werner und sagte: „Ich weiß schon, warum Sie lächeln. Sie haben ganz recht. Ich will es gar nicht in Abrede stellen, auch meiner Eitelkeit tut es wohl, wenn ich dem Allgewaltigen einen Nasenstüber versehen kann. Aber das ist nur während der Schlacht, nachträglich verblaßt das alles und es bleibt etwas zurück, an dem ich eine ganz saubere Freude habe. Eine tief innerliche Befriedigung,“ fügte er leiser hinzu.

„Auch ich habe mich öfters darüber gewundert,“ meinte Kommerzienrat von Bosh, „wenn ich Geschworener war, daß erst der Verteidiger allerhand wesentliche Punkte aufklärte, die aufzuklären eigentlich der Staatsanwaltschaft zukäme.“

„Sehr richtig. Und dabei muß man noch berücksichtigen, daß die Staatsanwaltschaft über vielseitige Hilfsmittel verfügt und Recherchen anstellen kann, die mir als Privatmann, als Verteidiger, nicht zugänglich sind. Glauben Sie mir, wenn die Staatsanwaltschaft sich ihre Ansicht gebildet hat, verfolgt sie nur diese eine Spur und vernachlässigt alles, was nicht zu diesem Wilde paßt. In dem Prozeß Knobler zum Beispiel ist der wichtige Punkt, daß die Ermordete eine Kassetten in ihrer Wohnung hatte, in der sie allerhand Schuldscheine von den Deuten, denen sie wucherisch Geld geliehen hatte, aufbewahrte, gar nicht weiter verfolgt worden. Die Kassetten ist geraubt worden, und Knobler, der nachweisbar nie von ihr Geld geliehen hatte, konnte unmöglich ein Interesse daran haben, diese Papiere an sich zu bringen. Da aber der betreffende Staatsanwalt von Anfang an Knobler für den Schuldigen hielt, hat er sich darum gar nicht gekümmert.“

„Das haben Sie ja auch betont,“ warf Frau Gabriele ein. „Ich glaube aber, der durchschlagendste Erfolg war Ihre feine Ausführung über diese eigentümliche Gewohnheit der Bauern, einen Notpfennig in bar irgendwie zu verbergen. Das hat sehr stark auf die Geschworenen gewirkt.“

„Auf die Geschworenen ja. Die gehen viel tiefer auf das Menschliche ein, als der Berufsrichter. Eine Verteidigung vor den Geschworenen richte ich auch ganz anders ein, wie eine Verteidigung vor der Strafkammer. Es empört mich manchmal, daß ich dazu geradezu gezwungen bin, denn nach meinem Empfinden müßte auch der Berufsrichter gerade deswegen, weil er aus Beruf Richter ist, eine größeres psychologisches Verständnis haben.“

„Ihre Hochachtung vor dem deutschen Richter scheint nicht besonders tief zu gehen, lieber Doktor,“ sagte Karl Henkel.

„Da irren Sie sich, Henkel, Sie irren durchaus. Der deutsche Richter ist außerordentlich pflichteifrig, verfügt über ein gründliches Wissen und ist vor allem absolut unbestechlich. Dadurch zeichnet sich unser deutscher Richter sehr vorteilhaft aus vor seinen Kollegen in anderen Ländern. Die Durchstechereien, wie sie in Frankreich, Italien, Rußland vorkommen,

sind bei uns ganz unmöglich. Wir haben eben doch tiefer gehende ethische Begriffe wie die Romanen und Slawen. Aber damit allein ist noch nicht alles getan. Der deutsche Richter ist viel zu formalistisch und fühlt sich zu sehr als Beamter.“

„Als was soll er sich denn sonst fühlen,“ meinte Henkel. „Als Mensch, der das überaus verantwortliche und schwierige Amt eines Richters ausübt. Richter ist ein Ehrenamt, ein Name, den man mit Ehrfurcht aussprechen sollte. Bei uns ist es ein Stand.“

„Das wird wohl überall so sein.“

„Durchaus nicht, Herr Kommerzienrat. Der englische Richter bleibt stets gentleman, der nicht einen Augenblick sein Menschentum ablegt. Er würde sich nie erlauben, während der Sitzung einen Angeklagten anzufahren, wie man das bei uns so oft erleben kann, geschweige denn einen Zeugen. Schon allein der Umstand, daß der englische Richter aus dem Kreis der Anwälte hervorgeht, ist eine Garantie dafür, daß er mit dem Leben mehr im Kontakt steht wie der deutsche Richter.“

„Pro domo?“

„Nein, Henkel, nicht pro domo in diesem Fall. Es ist aber ganz klar, daß von den Juristen der Anwalt eben infolge der Vielgestaltigkeit seiner juristischen Tätigkeit viel mehr mit dem Leben verknüpft bleibt. Nur der Amtsrichter auf dem Land und in kleinen Städten ist so lebensverwachsen. Er kennt seine Leute, weiß, was ihnen not tut. Der leistet Qualitätsarbeit. Ich kenne prächtige Typen. In den großen Städten wird Fabrikarbeit daraus, Massenleistung! Ein Strafrichter oder ein Staatsanwalt, der jahraus, jahrein nur mit verbrecherischen Handlungen zu tun hat, stumpft ab, und bei einem Strafrechtler, der zehn und noch mehr Jahre nur diese Tätigkeit ausübt, bildet sich nach und nach eine Art Verfolgungswahnsinn aus. Er versucht, die harmloseste Handlung eines Menschen immer unter den oder jenen Paragraphen des Strafgesetzbuches zu bringen. Daher kommen unsere Urteile, die dem Laien, das heißt der Majorität, unbegreiflich bleiben. Der englische Richter wird aus dem Anwaltsstand gewählt, nachdem er mindestens fünfzehn Jahre in einwandfreier Weise seine Praxis ausgeübt hat, und er bringt für seinen Richterberuf eine Großzügigkeit und eine freie Auffassung mit, die unseren Richtern ganz abgeht.“

„Ach, diese abscheuliche Juristerei. Ich will gar nichts mehr davon hören! Als ob das Leben nicht so schön und bunt wäre, auch ohne die Herren Juristen.“ — Ursula machte eine spöttische Verbeugung zu Frank Werner.

Der lachte und sagte: „Sie haben ganz recht, myn Fräulein, und ich will Ihnen von ganz anderen Sachen erzählen, wenn Sie liebenswürdig zuhören wollen.“

„Wer weiß? Sie müssen immer erst juristisch ausgelaut werden, ehe Sie menschlich genießbar sind; aber ich will es noch einmal versuchen.“

Man lachte und sprach dann von anderem und ließ die beiden mit nachsichtigem Versehen nach dem kleinen Salon gehen und zweifelten nicht daran, daß Frank Werner sehr menschlich sprechen könnte.

Auf dem Heimweg sagte Frank Werner zu seinem Freund Karl Henkel: „Trinken wir noch ein Glas Whisky bei mir und plaudern etwas.“

„Gerne.“

Sie gingen nach der Wohnung von Dr. Werner.

Die Zimmer waren voll frischer Luft und leicht angewärmt. Er hielt darauf, daß sofort, nachdem das Personal gegangen war, die Räume ausgeräumt und durchgelüftet wurden. Nur auf dem Schreibtisch lagen fein säuberlich geordnet, wie ein Memento der Arbeit, die Briefschaften, die der „Nachtkanz“ aus dem Diktaphon aufgenommen und mit der Maschine geschrieben hatte.

Dr. Werner trat an seinen Schreibtisch und überflog die Briefe.

„Ich habe einen großen Respekt vor dem jungen Mädchen“ — sagte er zu Karl Henkel gewendet, der sich in den Sessel gesetzt hatte und die juristischen Bücher musterte, die entlang den zwei Rückwänden des Zimmers aufgestellt waren. —

„Sie ernährt sich und ihre Mutter durch ihre eigene Arbeit, und es mag für eine verwöhnte junge Dame nicht leicht gewesen sein, sich an eine Bureauarbeit zu gewöhnen.“

„Sie kommt nur abends zu Ihnen?“

„Ja, von acht bis zehn. Ich sehe sie selten. Aber ihre Arbeit ist immer tadellos. Von zehn bis fünf Uhr arbeitet sie auf dem rumänischen Konsulat.“

„Hätten Sie ihr nicht die Stelle verschafft?“

„Nein, ich habe sie nur empfohlen. Das ist auch ganz gleichgültig. Jedenfalls verdient sie eine Empfehlung. — Wenn ich dagegen an die beiden Baronessen Schneely denke. Können Sie sich noch auf die beiden bildhübschen Mädels besinnen?“

„Und ob! Ich sehe sie noch auf dem letzten Rennen in Hoppgarten, elegant und umschwärmt.“

„Das war am Sonntag, und Dienstag traf den Vater der Schlag. Nichts war da, nur Schulden. Und Sonnabend waren sie auf und davon mit zwei ihrer Anbetern, denen die Ehe zu riskiert erschien.“

„Es soll ihnen übrigens recht gut gehen, die eine hat eine Villa in Baden-Baden, die andere eine Etage in Hamburg. Sie brachten für ihren Beruf eben die besten Anlagen mit, absolute Kalkschönzigkeit.“

„Die armen Dinger. Sie haben nur ausgegessen, was der Vater ihnen eingebracht hatte. Großartig auferzogen, ohne jeden reellen Hintergrund und dann der Zusammenbruch. Was sollten sie tun? — Das Leben ist so unglaublich interessant, wenn man nur die Augen aufmacht.“

(Fortf. folgt.)

Soziologie der Liebe.

III.

Personale Liebe und Proletariat.

Das moderne Proletariat ist eine unterdrückte, aber zugleich eine aufsteigende Klasse. Dieser Doppeldarakter spiegelt sich auch in seinem Liebesleben. Wir sehen neben Formen hoher Entwicklung noch die niedrigsten Stufen rein instinktiven Geschlechtslebens. Zum Proletariat muß bei unserer Betrachtung auch die sogenannte „Intelligenz“ gerechnet werden, in dieser Schicht der geistigen Arbeiter zeigen sich manche Züge individueller Liebe, die in Zukunft herrschend zu werden versprechen.

Viele Faktoren, die in den besitzenden Klassen die Entwicklung zur personalen Liebe hemmen, fehlen in der Arbeiterklasse oder ihre Wirkung ist stark geschwächt. Vor allem fehlt erheblicher Privatbesitz, der die Ehe zum Geschäft erniedrigt und die Zeugung von Erben zu ihrem Hauptzweck stempelt. Personale Liebe ist die Neigung zweier Persönlichkeiten, die sich unbeeinträchtigt von Rücksichten auf Privateigentum oder andere soziale Vorteile entwickelt bei verfeinerten körperlichen und geistigen Liebesbeziehungen. Im Gegenteil, eine große Kinderzahl ist oft eine Last für die Arbeiterfamilie, durch die Erwerbsarbeit ist die Frau unabhängiger von ihren Eltern und bei der Liebeswahl selbständiger als das Mädchen des Kleinbürgertums und anderer Klassen. Auch als Ehefrau erwirbt sie oft einen Teil des Einkommens, was ihre Stellung dem Manne gegenüber hebt. Trotzdem ist in den meisten proletarischen Familien der Mann der Herr; die Ueberlieferungen der jahrhundertelangen Männerherrschaft wirken noch heute stark in der Arbeiterschaft fort. Selbst Friedrich Engels, dessen Beschreibung der proletarischen Ehe reichlich optimistisch ist, muß zugeben, daß sich die Brutalität gegen Frauen als Erbstück der Monogamie vielfach in der Arbeiterklasse erhalten hat. Vor allem aber wirkt die allgemeine soziale Lage einer Verfeinerung der Liebesgefühle entgegen: das Wohnungselend, die eintönige Fabrikarbeit, die Unsicherheit der Existenz, die allgemeine Kulturlosigkeit und nicht zuletzt Alkoholismus und Prostitution.

In der früh-kapitalistischen Periode finden wir daher in großen Proletariatsmassen ein sexuelles Elend, das an die primitive Liebe der Naturvölker erinnert. Was aber bei den Wilden naturwüchsig und gesund erscheint, ist hier die Folge ungeheuren Elends. Mit dem politischen und gewerkschaftlichen Erstarken der Arbeiterschaft wird dieses Elend zurückgedrängt und im Familienleben gewinnen Kleinbürgerliche Anschauungen stark an Boden, wie überhaupt die Macht der Tradition gerade im Sexualleben nicht unterschätzt werden darf. Man spricht die übernommenen Moralsätze nach, ohne über deren Berechtigung nachzudenken. Für die Masse der Arbeiter gelten auch die Worte Bernhard Shaw's über die englische Bourgeoisie: „Kein Mensch gesteht je die Wahrheit über die Familie, nicht einmal sich selbst. Vielleicht kommt das daher, weil wir gar nicht dazu kommen, über diese Dinge zu denken — wir haben nämlich keine Zeit zu einem Familienleben in England.“ Zeit zum Familienleben hat die Masse des Proletariats naturgemäß nicht. Die heutige Wohnungsmisere macht ein solches Familienleben schon zur Unmöglichkeit.

Das größte Hindernis für den Fortschritt der Masse zur personalen Liebe bildet gerade die Erhaltung der zerstückten Familie als wirtschaftliche Einheit mit der Verpflichtung zur Erziehung und Ernährung der Kinder. Dieser Zustand hemmt vor allem die Frau. Sie bleibt, selbst wenn erwerbstätig, vom Manne wirtschaftlich abhängig. Ihr Einkommen ist geringer, sie hat die Hauptlast der Hauswirtschaft und Kinderpflege zu tragen, sie ist durch die Mutterschaft auf die Unterstützung des Mannes angewiesen. Vielfach gibt sie auch in der Ehe ihre Erwerbsarbeit auf und ist dann völlig vom Manne abhängig. Es trifft daher nicht zu, was Engels schreibt: „Die Frau hat das Recht der Ehetrennung tatsächlich wieder erhalten, und wenn man sich nicht betragen kann, geht man lieber auseinander.“ Die geschilderten wirtschaftlichen Tatsachen machen eine Trennung der Ehe oft zur Unmöglichkeit, obgleich die Neigung beider Gatten längst erloschen ist. Dies ist aber nur zu oft der Fall, da der Mann sich geistig weiterentwickelt, während die Frau durch die Ueberlastung zermürbt wird oder im Einerlei der häuslichen Tätigkeit geistig vertümmelt.

Es zeigt sich daher wohl eine Auflösung alter Anschauungen, eine größere Freiheit in der Liebes- und Gattenwahl, eine oft an die Naturvölker gemahnende Ungebundenheit der Jugend, aber nur schwache Ansätze zu einer neuen Moral. Trotzdem ist eine Entwicklung über die individuelle Geschlechtsliebe des Mittelalters hinaus zu konstatieren bei den feiner organisierten Naturen im Proletariat und in der „bürgerlichen Intelligenz“, in der vor allem die Frau oft Berufe ausübt, die ihrem Leben geistigen Gehalt geben (Lehrerinnen, Metzgerinnen und andere freie Berufe). Allerdings hindern auch hier gesellschaftliche und wirtschaftliche Schranken oft genug die volle Entfaltung der vorhandenen Keime.

Diese moderne personale Liebe unterscheidet sich wesentlich vom Minnedienst der Ritterzeit. Sie setzt wie dieser die Gegenseite des Weibes voraus und macht nicht die Einhaltung rechtlicher Normen und kirchlicher Zeremonien zum sittlichen Maßstab, sondern die gegenseitige Liebe. Aber ein neues Moment ist hinzugekommen: Das soziale Verantwortlichkeitsgefühl. Diese Verantwortung erstreckt sich nicht nur auf die Selbstständigkeit und persönliche Freiheit von Mann und Weib, sondern vor allem auf das Wohl der Nachkommen. Die Kenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Ergebnisse der Naturwissenschaft, das Wissen über die Vererbung bestimmter Krankheiten und körperlicher Schäden bilden die Grundlage neuer sittlicher Pflichten.

Die rechtliche Form dieser personalen Liebe kann nur die leicht lösbare Monogamie sein, im Gegensatz zur jetzigen herrschenden Zwangsmonogamie auf Lebenszeit mit erschwerter Ehescheidung. Aber die Beseitigung des rechtlichen Zwanges hebt die wirtschaftliche Notwendigkeit der Dauer der Ehe nicht auf, wenn die Liebe auch schon erloschen ist, solange nicht die Sorge für die Nachkommen von der Gesellschaft übernommen ist und Mann und Frau wirtschaftlich völlig selbständig einander gegenüberstehen. Das kann für die Arbeiterklasse nur im Sozialismus erreicht werden. Sozialpolitische Maßnahmen, Mutterschaftversicherung usw. können schon heute durch gesellschaftlichen Schutz der Frau die Entwicklung zur personalen Liebe fördern.

Neben diesen wirtschaftlichen Voraussetzungen und in ständiger Wechselwirkung mit den sozialen Reformen muß eine Revolution des Denkens und Wertens in sexuellen Fragen vor sich gehen.

Soziale und naturwissenschaftliche Erkenntnis müssen den Grund legen zu einer den veränderten Verhältnissen angepaßten Moral. Friedrich Engels*) konnte noch im Jahre 1891 über diese neue Sittlichkeit schreiben:

„Was wir also heutzutage vermuten können über die Ordnung der Geschlechtsverhältnisse nach der bevorstehenden Befreiung der kapitalistischen Produktion, ist vorwiegend negativer Art, beschränkt sich meist auf das, was wegfällt. Was aber wird hinzukommen? Das wird sich entscheiden, wenn ein neues Geschlecht herangewachsen sein wird; ein Geschlecht von Männern, die nie in ihrem Leben in den Fall gekommen sind, für Geld oder andere soziale Nahrungsmittel die Preisgebung einer Frau zu erkaufen, und von Frauen, die nie in den Fall gekommen sind, weder aus irgendwelchen anderen Rücksichten als wirklicher Liebe sich einem Mann hinzugeben, noch dem Geliebten die Hingabe zu verweigern aus Furcht vor den ökonomischen Folgen. Wenn diese Leute da sind, werden sie sich den Teufel darum scheeren, was man heute glaubt, daß sie tun sollen; sie werden sich ihre eigene Praxis und ihre danach abgemessene öffentliche Meinung über die Praxis jedes einzelnen selbst machen — Punktum.“

*) Friedrich Engels: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“, Seite 73. Die ethnologischen Teile dieses Buches sind veraltet und durch die zusammenfassende Darstellung bei Müller-Lyer in „Die Familie“ und auch in den „Phasen der Liebe“ ergänzt. Der Abschnitt über die Familie ist aber heute noch sehr lesenswert, da Engels in geistvoll-witziger Art die verschiedenen Eheformen scharf charakterisiert und den Zusammenhang zwischen Klasse und Familienform schärfer hervorhebt, vor allem aber die Schranken der Entwicklung der personalen Liebe im Kapitalismus aufzeigt, während hier Müller-Lyer verlagert, was sich schon in dem Werk über „Die Familie“ zeigte und von Eckstein in seiner Kritik im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ vor Jahresfrist betont wurde.

So guttend diese Ausführungen für den Sozialismus sind, so überschätzte doch Engels damals das Tempo der Entwicklung und rechnete daher nicht genügend damit, daß der bewußte Teil der Arbeiterschaft schon innerhalb des Kapitalismus den degradierenden Tendenzen auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens entgegenwirken muß.

Gründlich ausgeräumt hat die soziologische Betrachtung mit der Vorstellung von der natürlichen Lebenslänge der Monogamie. Mit dieser Illusion der familialen Epoche muß endgültig gebrochen werden. Es ist ein seltenes Glück, wenn die Reigung zweier geistig differenzierter Menschen ein ganzes Leben währt und alle Wechselfälle des Schicksals überdauert. Die Ehe von Karl Marx und Jenny von Westfalen, erprobt im Elend und Kampf der Flüchtlingszeit, das Liebesbündnis von Emil Verhaeren sind Beispiele solch seltener Harmonie der Persönlichkeiten. Singt doch Verhaeren nach fünfzehnjähriger Ehe die innigen Verse:

Ich seh' Dich an und neu entdeck' ich alle Tage
Mit so viel Innigkeit in Stolz und Demut Dich,
Gewiß, der Schönste Stern und Glanz verdunkelt sich,
Doch leuchtet auf Dein Herz, feig Goldgrund tritt zutage.

Bei der Mannigfaltigkeit der Abstufungen der Liebesgefühle, die von den primitiven Instinkten immer mehr aufsteigen, zu den sekundären Gefühlen der ästhetisch und geistig veredelten persönlichen Reigung, deren Stärke und Dauer bei den einzelnen Menschen sehr verschieden ist, erwachsen gerade aus diesen Differenzen schwere Konflikte, die durch die wirtschaftlichen Bindungen heute noch verschärft werden.

Getragen wird die personale Liebe von einem neuen Frauengeschlecht, das auch die männliche Vorstellung von Weiblichkeit und weiblicher Schönheit wandeln und einen anderen Maßstab dafür schaffen wird.

Bei der jetzigen Lage der Arbeiterklasse können sich die Reime zur personalen Liebe nur selten entwickeln. Es gilt der kommenden Generation den Weg zu bahnen durch Erziehung, Vernichtung alter Vorurteile und Erleuchtung sozialer Reformen. Das Bewußtsein vom Liebeselend unserer Tage muß in weiten Schichten des Proletariats noch geweckt werden. Diese neue Erkenntnis wird zum Kampf anstacheln für den Sozialismus, der all die wirtschaftlichen Schranken niederreißen wird, die heute die freie Entwicklung von Mann und Frau hindern. Dann erst können die Worte Richards Dehmels, des Sängers der personalen Liebe, völlig zur Wahrheit werden:

Wär'st Du im Ehrenkleide
der Hohen höchste Zier,
ich fühle doch trotz Seide
und Hoheit und Geschmeide
als Deiner Ehren erste Zier
Die Gleichheit zwischen mir und Dir. O. J.

Frau Mathias.

Stizze von Anatole France.

Frau Mathias wurde als Beschlieferin und Kinderfrau betrachtet, und ihre Bejahtheit und ihr brummiges Wesen verschafften ihr hohes Ansehen. Von meinem Vater und meiner Mutter, die mich sehr kleinen Kneipis ihr anvertraut hatten, wurde sie nur Frau Mathias genannt, und es war eine große Ueberraschung für mich, als ich eines Tages hörte, daß sie einen Taufnamen, einen Mädchennamen, einen Vornamen hatte und Virginie hieß. Viele Unglücksfälle waren Frau Mathias beschieden gewesen, aber sie trug sie mit Stolz. Ihre hohlen Wangen, die erloschenen Augen unter den grauen Haarsträhnen, die ihr um den Kopf herumhingen, der zahnlose Mund, das spitze Kinn und ihr starres Schweigen quälten meinen Vater.

Mama, die das Haus mit der Wachsamkeit einer Dienkönigin leitete, gab aber doch zu, daß sie der alten Frau, die sie mit Augen einer gehekten Wölfin ansah, nichts zu sagen wagte. Frau Mathias wurde allgemein gefürchtet. Ich war der einzige im Hause, der keine Angst vor ihr hatte. Ich kannte sie, ich hatte sie erraten, ich wußte, daß sie schwach war.

Mit acht Jahren wußte ich besser in dieser Seele zu lesen, als mein Vater mit vierzig, ohgleich mein Vater nachdenklichen Geistes war, ziemlich viel Beobachtungsgabe besaß und sich etwas auf Physiognomien verstand, eine Lehre, die er aus Lavater geschöpft hatte. Ich erinnerte mich wohl, wie er lange über die von Doktor Antomarchi aus Sankt Helena mitgebrachte Maske Napoleons sprach, von der ein Gipsabguss, der in seinem Arbeitszimmer hing, mich in der Kindheit geängstigt hatte.

Doch in etwas war ich ihm voraus, ich liebte Frau Mathias und Frau Mathias liebte mich. Ich wurde durch die Sympathie inspiriert; er wurde nur die Wissenschaft geleitet. Dann gab er sich auch wenig Mühe in Frau Mathias Charakter einzudringen. Es machte ihm kein Vergnügen, sie zu sehen, er blickte sie kaum an und vielleicht hatte er sie nicht genug beobachtet, um zu bemerken, daß eine kleine weiche Nase von unschuldiger Rundung sich merkwürdig mitten in der strengen Maske ausnahm, die Frau Mathias im Leben aufsetzte.

Diese Nase fiel aber wirklich nicht sonderlich auf. Man bemerkte sie fast kaum auf dieser Dekoration tiefster Verzweiflung, die das Gesicht von Frau Mathias darstellte. Und doch war es des Interesses würdig. So wie ich es in meinem Gedächtnis behalten habe, rührte es mich durch irgendeinen Ausdruck leidender Bärtlichkeit und schmerzlicher Demut. Ich bin das einzige Wesen in der Welt, das darauf Aufmerksamkeit legte, und ich habe auch erst angefangen es zu verstehen, als es nur noch eine ferne Erinnerung war, an die ich allein dachte.

Jetzt denke ich mit besonderem Interesse daran. Ach, Frau Mathias, was gäbe ich nicht darum, könnte ich Sie wiedersehen, so wie Sie in Ihrem irdischen Leben waren, Strümpfe stridend, unter der bauschigen Haube eine Stricknadel hinter dem Ohre, und gewaltige Brillengläser auf der Nasenspitze, die zu schwach war, sie zu tragen. Die Brille glitt Ihnen immerzu herunter, Frau Mathias, jedesmal ärgerten Sie sich von neuem darüber, denn Sie haben es nie verstanden, solche kleinen Dinge lachend hinzunehmen und ein häusliches Mißgeschick rief Ihre tiefste Enttäuschung hervor.

Ach! Frau Mathias, Frau Mathias, was gäbe ich nicht darum, um Sie so, wie Sie waren, wiederzusehen, oder mindestens zu wissen, was aus Ihnen geworden ist, nachdem Sie vor dreißig Jahren diese Welt verlassen, in der Sie so wenig Freude hatten, in der Sie einen so kleinen Platz einnahmen und die Sie doch so sehr liebten. Ich habe gefühlt, daß Sie das Leben liebten und Sie hingen sich mit der verzweifeltsten Hartnäckigkeit der Unglücklichen daran. Bekäme ich Nachrichten von Ihnen, Frau Mathias, würde ich unendliche Zufriedenheit und Frieden darüber empfinden. Ich erinnere mich, liebe Dame, daß Sie an einem schönen Frühlingstage, einen jener Tage, deren Ritze Sie so gut zu schätzen verstanden, im Armenstabe davon getragen wurden, und Sie tausend Dinge mitnahmen, die mir ebenso gut wie Ihnen gehörten, tausend rührende Dinge, eine ganze Welt von Gedanken, die durch die Verknüpfung Ihres Alters und meiner Kindheit geschaffen wurden. Erinnern Sie sich da, wo Sie sind, noch unserer langen Spaziergänge?

Wir gingen jeden Tag nach dem Mittagessen zusammen aus; wir erreichten die vereinsamten Alleen, die verlassenen Parks, das trübfinnige Feld in Grenelle, auf dem der Wind traurig den Staub aufwirbelte. Ich fühlte mich sicher, wenn meine kleine Hand von Ihrer zunglühenden umschlossen war und mit Wliden durchleiste ich die strenge Unermesslichkeit der Dinge. Zwischen dieser alten Frau, diesem kleinen verträumten Knaben und der melancholischen Landschaft des Stadtkreises waltete tiefste Harmonie. Die bestaubten Bäume, die roten gestrichenen Kneipen, der Invalide mit der Kofarde auf der Mühe, der an uns vorbeiging, die Apfelsuchenverläuferin, die sich gegen ihren Verkaufsstand lehnte, auf dem Brauntweintaraffen standen, die mit Birnen aufgelockt waren, das war die Gesellschaft, in der Frau Mathias sich behaglich fühlte. Denn Frau Mathias gehörte zum Volke.

Als wir an einem Sommerlag den Kai d'Orsay entlanggingen, hat ich sie, mit mir an das Ufer hinabzusteigen, um die Maschinen, die Sand ausschippeten, besser sehen zu können. Gleich willigte sie ein. Sie tat immer alles, was ich wollte, weil sie mich gern hatte, und dieses Gefühl ihr jede Kraft nahm. Wir standen am Wasser, ich hielt meine Kinderfrau am Zipfel ihres geblühten Kattunkleides fest und betrachtete die Maschine, welche die vollen Körbe aus dem Kahn nahm, sie an einer langen Stange im Halbkreis langsam herum drehte und sie dann in den Fluß schüttelte. Männer in blaueinenen Hosen, die bis zum Gürtel nackt waren und deren Haut ziegelsteinrot waren, warfen den Sandhaufen, der stetig anwuchs, mit Schaufeln gegen ein Sieb.

Ich zupfte an dem Kattunrock.
„Frau Mathias, weshalb tun sie das? Sag doch, Frau Mathias.“

Sie antwortete nicht. Sie hatte sich gebückt, um etwas von der Erde aufzuheben. Zuerst glaubte ich, daß es eine Nadel wäre. Sie fand täglich ihrer zwei oder drei, die sie an ihre Taille steckte. Aber dieses Mal war es keine Nadel. Es war ein Taschenmesser, auf dessen kupfernem Stiel die Vendômesäule war.

„Zeige mir das Messer, Frau Mathias. Gib es mir. Sag doch, weshalb Du es mir nicht geben willst?“

Unbeweglich, stumm betrachtete sie das kleine Messer mit tiefer Aufmerksamkeit, und es lag etwas Wirres in ihrem Blick, das mir fast Furcht einflößte.

„Was hast Du denn, Frau Mathias, sag doch?“

Mit so schwacher Stimme, wie ich sie noch nicht von ihr gehört hatte, murmelte sie:

„Er hatte ein ganz ähnliches.“

„Na aber wer denn? Wer hatte denn ein ganz ähnliches, Frau Mathias?“

Ich zupfte sie wieder am Rock. Verwundert mit brennenden Augen, in denen man nur Rotes und Schwarzes sah, starrte sie darein, als ob sie gar nicht mehr wußte, daß ich da wäre.

„Aber es war doch Mathias; es war Mathias.“

„Wer ist dein Mathias?“

Sie strich sich mit der Hand über die müden Lider, steckte das Messer sorgfältig unter das Taschentuch in ihre Tasche und antwortete:

„Mathias, mein Mann.“

„Du hattest ihn also geheiratet?“

„In meinem Unglück hatte ich ihn geheiratet. Ich war reich, ich hatte in Annot, in der Nähe von Charice eine Mühle. Er hat das Mehl verpraßt, den Esel und die Mühle, alles. Er hat mich an den Bettelstab gebracht, und als ich nichts mehr besaß, hat er mich verlassen. Er war ein alter Soldat, ein Grenadier des Kaisers und wurde bei Waterloo verwundet. Er hatte sich die Lieblichkeit im Heere angewöhnt.“

Ich war über alles das sehr verwundert; ich dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Dein Mann war nicht so ein Mann wie Papa, nicht wahr, Frau Mathias?“

Frau Mathias weinte nicht mehr; fast stolz erwiderte sie mir: „Solche Männer wie Mathias gibt es nicht mehr. Der besaß alles. Er war groß, schön, schlau und freundlich. Und immer sah er hübsch aus, immer trug er eine Rose im Knopfloch. Er war ein wunderbarer Mann!“

Uebersetzt von
R. Collin-Berlin.

Kleines Feuilleton. Aus dem Tierreiche.

Der Aukud in der Welt der Fische. Was der Aukud in der gesiebten Welt bedeutet, einen Schmarotzer, der seine Eier von anderen ausbrüten läßt, das ist in der Welt des süßen Wassers der Bitterling, ein kleiner hübscher, als Gast des Aquariums gern gesehener Fisch. In der „Natur“ (Verlag von Theodor Thomas, Leipzig) teilt Prof. A. Urban-Plan (Böhmen) über das Gebaren dieses Aukuds in der Welt der Fische anziehende Einzelheiten mit. Wenn die Zeit der Liebe für den Bitterling gekommen ist, legt das Männchen sein farbenschimmerndes Hochzeitskleid an; der charakteristische, von der Mitte bis zur Schwanzwurzel ziehende grüne Streifen wird metallisch glänzend, Rücken und Afterflosse nehmen einen rötlichen Ton an, die Iris färbt sich immer stärker orangefarben, die Seiten fangen an, in allen Regenbogenfarben zu schimmern, und zur Laichzeit nimmt die Färbung in Augenblicken der Erregung eine solche Stärke an, daß es wirkt, als durchdränge rote Blut die Farbe. Auch das Weibchen verändert sich: die sonst kurze Legetöhre beginnt zu wachsen, bis sie schließlich eine Länge von 4 bis 5 Zentimeter erreicht.

Das Tier, das die Eier des Bitterlings „ausbrüten“ muß, ist eine Muschel, eine Angehörige der weitverbreiteten Gruppe der Malesmuscheln. Sie liegt im Sande des Flusses oder des Aquariums recht günstig für das Vorhaben der Frau Bitterling: an dem aus dem Boden herausragenden spitzen Ende der Muschel befinden sich, wovon man sich leicht überzeugen kann, zwei übereinanderliegende, vom Mantelraum gebildete Oeffnungen. Die untere ist von kurzen Barteln eingefast, die obere besitzt glatte Ränder. Faßt man in der Durchsicht die Ränder dieser Oeffnungen scharf ins Auge, so kann man leicht feststellen, wie schwebende kleine Teilchen in die untere Oeffnung hineingerissen, von der oberen fortgeschleudert werden: die Muschel wird von einem ständigen Wasserstrom durchflossen, der ihr durch die untere Oeffnung, die Atemöffnung, Sauerstoff und Nahrungsteilchen zuführt. Das Wasser strömt durch die in die Mantelhöhle hängenden Kiemenblätter in die darüber liegenden Kiemenröhren, die nach hinten verlaufend in einem Raum münden, der durch die obere Oeffnung, die Kloakenöffnung, mit der Außenwelt in Verbindung steht.

Den Laichvorgang selbst zu beobachten, ist ziemlich schwer. Das Weibchen schwimmt, vom Männchen verfolgt, aufgeregt hin und her und wird von ihm schließlich offenbar in die Gegend gedrängt, wo das Hinterende einer Muschel aus dem Sande ragt. Ueber der Muschel angelangt, bleibt es stehen, schiebt blitzschnell die steif werdende Legetöhre in die Kloakenöffnung der Muschel, und schon gleiten, die Nöhre stark erweiternd, die Eier — gewöhnlich zwei — in die Muschel. Diese zieht sich natürlich sofort zusammen und suchte die Eindringlinge loszuwerden, was aber nur den den größeren Exemplaren oft nach Stunden gelingt. Sofort nach der Eiablage ergießt das in herrlicher Farbenpracht erglühende Männchen die Milch über die Atemöffnung der Muschel, so daß die Befruchtung erst in der Kiemenkammer der Muschel erfolgt. In der Muschel finden die Eier des Bitterlings alles, was sie brauchen: völligen Schutz und reichlichen Sauerstoff, und hier machen sie die ersten Zustände ihrer Entwicklung durch, allerdings nicht, wie hinzugefügt werden muß, auf Kosten der Muschel. Es handelt sich hier also nur um einen „Raumparasitismus“. Die jungen Larven der Fische entwickeln bald hinter dem Kopf Wülste, mit denen sie sich in der Kiemenkammer verankern; nach etwa vierzehn Tagen bilden sich diese Wülste zurück und nun verlassen die jungen Bitterlinge die Muschel durch die Kloakenöffnung, nach den Literaturangaben paarweise, vorwiegend in den frühen Morgenstunden.

Zwischen dem Bitterling und der Muschel besteht übrigens eine Wechselbeziehung; auch die Muschel verliert ihre Jungen dem Fische an, allerdings ist dies für den Fisch wahrscheinlich bedeutend lästiger, als die Beherbergung der jungen Fische für die Muschel: die Muschellarven dringen nämlich in die Haut des Fisches ein, es bildet sich eine Zyste, innerhalb deren die Larve von den Körper-

fäden ihres unfreiwilligen Wirtes lebt, bis sie ihre Umwandlungen durchgemacht hat und als kleine ausgebildete Muschel selbständig leben kann. Schließlich stößt der Fisch die Zyste ab, und so gelangt die Muschel auf den schlammigen Boden des Gewässers. Uebrigens sind es nicht die Bitterlinge allein, die zu Stiefelkern der jungen Flußmuscheln gekehrt werden.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.



Unter Turnier
Potto: „d'Artagnan“.

2# (1. S. 71-83)

In der letzten Runde des Petersburger Turniers (Siegergruppe) spielten: Dr. Lasker gegen Marshall und Capablanca gegen Alchin. (Dr. Lasker war schon spielfrei mit dem endgültigen Resultat von 8 1/2 Zählern.) Der Turnierstand der Spieler war: Dr. Lasker 12 1/2 und Capablanca 12. Um den ersten Platz zu behaupten, hatte Dr. Lasker also nur dann nötig, unbedingt auf Gewinn zu spielen (was immer auch mit einem Risiko des Verlustes verbunden ist), wenn sein Rivale gegen Alchin gewann, sonst brauchte er nicht zu riskieren und hätte sich auch mit Remis begnügen können. An den beiden Brettern entwickelte sich nun ein psychologisch interessanter Kampf, in dem beide Parteien mit Rücksicht aufeinander geführt zu werden hatten. Aus diesem nicht allzuoft vorkommenden Standpunkte sind teilweise der Verlauf und die Blößen zur nachstehenden interessanten Partie aufzufassen.

Russisch.

Dr. E. Lasker. F. Marshall.

- 1. e2—e4. e7—e5; 2. Sg1—f3, Sg8—f6; 3. Sg3×e5. d7—d6!
- 4. Se5—f3, Sf6×e4.
- 5. Dd1—e2

Der Zertzug ist eigentlich mehr auf Remis angelegt (Se3!). Aber die Konfurrenzpartie Capablanca-Alchin war bis dahin nie folgt verlaufen: 1. d4, d5; 2. e4, e6; 3. So3, Sf6; 4. Lg5. In dieser sehr üblichen Eröffnungsstellung, die als gleich gilt, war keine Verlustgefahr für Schwarz (Alchin) abzuleben und Lasker konnte sich den sicheren Zertzug leisten.

- 5. Dd8—e7!
- 6. d2—d3 So4—f6
- 7. Lc1—g5 — Lc8—e6

Marshall, der nur acht Zähler hatte, wollte den zum völligen Ausgleich führenden Damentausch nicht, weil er manche Gewinnhoffnungen nicht aufgeben wollte, die ihm eventuell mit einer Ueberholung von Dr. Lasker (8 1/2) winkten.

- 8. Sb1—c3 Sb8—d7
- 9. 0—0—0

Sicherer mochte zwar Sf3—d4×e6 gewesen sein, aber Lasker war hier schon genötigt, scharf auf Gewinn zu spielen; denn Alchin, der 10 Points hatte, konnte weder von Marshall eingeholt werden, noch konnte er selbst Capablancas Stand erreichen: 3 h persöhnlich lag also nichts am Ausgang seiner Partie. In der oben zitierten Stellung seiner Partie erlaubte er sich demnach das höchst zweifelhafte Experiment des Bauernopfers: 4. h6?;

- 5. L×f6, D×f6?; 6. c×d5, Lb4 etc. und es war voraussehen (was auch in der Tat eintraf), daß der hiermit benötigte Angriff schwerlich den geepierten Bauer aufspieren kann.

Formell kann das gute Recht, seine Partie zu riskieren, zwar nicht abgesprochen werden; aber, um böses Blut zu vermeiden, ist es im allgemeinen ratsamer, derartige Experimente dann zu unterlassen, wenn sie auf fremde Kosten geschehen, ohne eigenes Risiko!

- 9. h7—h6
- 10. Lg5—h4 g7—g5
- 11. Lh4—g3 Sf6—h5

Vorsichtiger war 11. . . . 0—0—0; 12. d4, d5 etc. mit gutem Spiel.

- 12. d3—d4 Sh5×g3
- Auf 12. . . . f6 folgte 13. Tc1 etc.
- 13. h2×g3 g5—g4?

Schwarz sollte dem Lc6 das Feld g4 frei halten.

- 14. Sf3—h4 d6—d5
- 15. De2—b5 0—0—0
- 16. Db5—a5 a7—a8??

Verhältnismäßig am besten war noch das Bauernopfer 16. . . . Sb6 (16. . . . Kb8; 17. Sb5 etc.)

- 17. Lf1×a6! b7×a6
- 18. Da5×a6! Kc8—b8
- 19. Sc3—b5 Sd7—b6
- 20. Td1—d3 De7—g5!

20. Sc4; 21. Sa7! (Tb3? Dg5!); 21. Td6; 22. Tb3!, Sb6; 23. a4, Lg7; 24. Sb5 (es drohte Lc8) 24. Te6; 25. a5, Dg5!; 26. Kb1, Dd2; 27. Tc1 und gewinnt.

- 21. Kc1—b1 Lf8—d6
- 22. Td3—b3 Tb8—e8
- 23. a2—a4 Lc6—f5
- 24. Sb5—a7 Lf5—d7
- 25. a4—a5 Dg5—d2
- 26. a5×b6 Tc8—e4!
- 27. Kb1—a2 c7—c6
- 28. Sa7—b5 c6×b5
- 29. Da6—a7! Kb8—c8
- 30. Da7—a8!